Missionsgeographischer Teil.

Eine Kongofahrt von Brazzaville bis zur Äquatorstation. [1])

Von Missionar Augouard.

II. (Schlufs.)

22. Juni. Während der Nacht war ein Elefant durch ein Maniokfeld bis auf 20 m an unsere Behausung herangewandert, ohne dafs wir dadurch munter geworden wären. Am Morgen machen wir einige Geschenke für Se. Majestät zurecht und begeben uns in die Wohnung des Königs, welcher uns diesmal in seiner grofsen Halle empfängt. Über dem Haupthofe wehen 3 französische Flaggen, von denen die mittlere in Goldstickerei das Abzeichen Makokos und die Worte „Protectorat français" aufweist. Der König, welcher es sich wie am Abend zuvor auf dem Fufsboden bequem gemacht hat, ist mit einem blauseidenen Tuch umhüllt und hat zu seinen Füfsen die getreue Gattin. Gegenüber der Eingangsthür steht auf einer Erhöhung ein prächtiger Schrein, welcher den zwischen de Brazza und Makoko abgeschlossenen und von Präsident Grévy ratifizierten Vertrag in sich birgt. Darüber ist ein schönes Wappenschild in Goldbronze aufgehangen, welches in erhabener Arbeit das Abzeichen des Makoko und die französische Trikolore darstellt, während längs der tapezierten Wände teilweise die Schätze des schwarzen Monarchen ausgestellt sind.

Des König scheint von unseren Geschenken befriedigt; aber bevor er sie seinem Minister übergiebt, zählt er sie sorgfältig, denn sein Vertrauen ist offenbar nicht unbegrenzt. Während unserer langen Unterhaltung setzen wir ihm auseinander, in welcher Absicht wir Missionare kommen; zuletzt nimmt uns der König das Versprechen ab, ihn vor unserer Abreise noch einmal zu besuchen. Ohne eine grofse äufserliche Machtstellung einzunehmen, übt doch Makoko weithin seinen Einfluſs aus; aber seine Autorität, wie die der übrigen Häuptlinge, beruht hauptsächlich auf den Fetischen, als deren Bevollmächtigter er sich geriert. Die Idee des Übernatürlichen ist bei diesen Völkerschaften so eingewurzelt, dafs sie gleich mit einer Erdichtung bei der Hand sind, wenn es gilt, irgend ein Ereignis zu erklären. So glauben sie z. B. jetzt, dafs Herr de Brazza ein wiederauferstandener vormaliger Makoko ist,

1) Siehe Mitt. Geogr. Ges. f. Th. zu Jena, Band V, Heft 1 und 2.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

um sich auf diese Weise die so weit verbreitete Autorität des Genannten zu erklären.

Die hiesigen Bateke sind genau solche Menschenfresser wie die von Linzolo [1]); und zwar verzehren sie mit besonderer Gier die Füfse und Hände von Leichen, um sich gegen böse Geister und gegen Feinde dadurch zu sichern. Mit Ackerbau geben sie sich fast gar nicht ab, sondern ziehen eine kümmerliche Lebensweise der Bearbeitung des Bodens vor, welcher die an ihn gewandte Mühe hundertfach lohnen würde.

23. Juni. Um 4 Uhr morgens setzen uns Eingeborene davon in Kenntnis, dafs 2 Elefanten in einem benachbarten Felde sich an Pistazien gütlich thun. Sofort ergreifen wir unsere Flinten und verfügen uns an den bezeichneten Ort. Schon von weitem erblicken wir zwei gewaltige Massen, die eher grofsen Bäumen als Tieren gleichen. Während der eine Elefant uns wittert und das Weite sucht, pirschen wir uns leise an den andern an und sind kaum 30 Schritte von ihm entfernt, als er mit einem Mal unruhig seinen Rüssel in die Höhe reckt und sich zur Flucht anschickt. Ich ziele mit meinem Grasgewehre — ein Geschenk des Herrn de Brazza —, so gut es die Dunkelheit erlaubt, und treffe das Tier, aber nur, um es eilends forttraben zu sehen. Herr van den Plas, der das Fieber überwunden hat, zielt ebenfalls und drückt ab, aber der Schufs geht nicht los; er hat vergessen, eine Patrone in den Lauf zu schieben. Zwar verfolgen wir das Tier, aber bei seinem schnellen Trabe verschwindet es bald im dichten Buschwalde.

Um 8 Uhr verabschieden wir uns bei Makoko und Ngassa, die uns mit ihrem Hausgefolge bis vor das Dorf das Geleite geben. Aus besonderer Aufmerksamkeit hat Makoko diesmal als Kleidungsstück die schöne weifse Decke gewählt, die wir ihm tags zuvor geschenkt hatten. Der König marschiert auf den Fufsspitzen und seine Fersen berühren den Boden nie, so erfordert es das Hofzeremoniell.

Nachdem wir gegenseitig noch gute Wünsche ausgetauscht haben, verabschieden wir uns vom Könige und nehmen unser Frühstück am Ufer des Mpohuntaba ein, der uns mit Wasser zur Wanderung durch die weite, sonnenverbrannte Ebene versorgt. Um 11 Uhr brechen wir wieder auf und marschieren in einer erstickenden Hitze bis um 5 Uhr, zu welcher Zeit wir unser Lager mitten in der Ebene aufschlagen, vom Durste gepeinigt, ebenso wie unsere Leute; denn die Wasserration beträgt pro Mann nur ein halbes Glas. Als wir eine Jagdpartie von Bateke im Busch bemerken, schicken wir einen Boten aus mit der Bitte, dafs sie uns ein wenig Wasser ablassen möchten. Aber bei der Annäherung unseres Dieners fliehen sie alle und verstecken sich im Gestrüpp, wo ein Auffinden unmöglich ist.

Inzwischen peinigt uns der Durst, und man disputiert darüber, ob man nicht etwas Wasser zum Reinigen der Hände und des vom Staube des Weges geschwitzten Gesichtes verwenden solle. Der Entscheid fällt verneinend aus, damit für den andern Morgen noch ein

1) Linzolo, eine katholische Missionsstation, ein paar Stunden westlich von Brazzaville gelegen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

wenig Wasser übrig bleibe. Indes wir spielen die Feinschmecker und schlürfen bereits heute das warme, widerlich schmeckende Wasser aus unserer einzigen Kalebasse, welche unsere Leute nach uns dann noch vollends auslecken. Die Hunde, welche uns von der Station gefolgt waren, litten so unter dem Durste, dafs sie sich gegenseitig gierig die Schweifstropfen ableckten. Um unser Menu zu würzen, welches aus einem Reste Ziegenfleisch bestand, hatten wir eine zähe, aus schlechtem Maniokmehl bereitete Teigmasse, welche eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem Kleister hatte, dessen sich die Tapezierer bedienen. Schliefslich legen wir uns hin, von der Frische der Nacht eine Linderung unseres Durstes erhoffend.

24. Juni. Noch vor Tagesanbruch erheben wir uns, um die Morgenkühle auszunützen. Unsere Toilette ist bald gemacht. Da wir weder zu essen noch zu trinken haben, so brechen wir alsbald mitten im Dämmerlicht auf, wobei wir freilich Gefahr laufen, unsere Beine auf dem gewundenen, mit Gestrüpp bedeckten Fufspfade zu brechen. Endlich gelangen wir zu einem kleinen Flusse, wo unsere Leute gar nicht mit Wasserschlürfen aufhören wollen, und bald danach zu der Station Ngandschu, wo mein getreuer Jean Gabeça uns einen grofsen Topf voll Ziegenmilch kredenzt, die alsbald verschwindet.

* * *

1. Juli. Heute kommen wir von Ngandschu her in Kwamünde (Quamouth) an und sind gezwungen, hier liegen zu bleiben, bis der Dampfer ausgebessert ist, der bei der Evakuierung der am Kwaflufs gelegenen Stationen auf der Rückfahrt gegen eine Klippe rannte. Die Station Kwamünde soll auch aufgehoben werden. Diese Lage am Zusammenflufs des Kongo und des Kwa erscheint mir günstig zur Gründung einer Missionsstation; die Bevölkerung macht einen friedlichen Eindruck, der Boden ist fruchtbar und der Strom spendet Fische in Überflufs.

2. Juli. Während des Vormittags werden nach beendeter Reparatur die Fahrzeuge wieder beladen, und Nachmittag 3 Uhr setzt sich der „En Avant“ in Bewegung, hinter sich im Schlepptau die „A. J. A.“ Bei der Abfahrt durchqueren wir zunächst den Kwaflufs, dessen Strömung nicht sehr heftig ist, und fahren während 5 Stunden an 4 schönen Dörfern vorbei, welche auf seinen nahe zusammengerückten, fast ebenen Ufern liegen. Kurz zuvor, ehe wir unseren Lagerplatz erreichen, ertönt der Ruf: „Einer über Bord!“ Ein Hund, den ein Offizier apportieren liefs, hat sich ins Wasser gestürzt. Der Schiffbrüchige gewinnt bald das Ufer und trifft uns 200 m weiter stromaufwärts in einem Dorfe, wo wegen Mangels an verkäuflichen Efswaren unsere Abendtafel sehr mager ausfällt.

3. Juli. Mit Tagesanbruch geht es weiter, an mehreren Dörfern vorüber. Beim Umfahren eines Ufervorsprunges, wo die Strömung ziemlich reifsend ist, verursacht das Schlepptau eine derbe Erschütterung, so dafs unser Fahrzeug sich auf die Seite neigt. Ein Schrei läfst sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

hören: „Jemand über Bord“. Diesmal ist die Sache ernster als am Abend zuvor, denn ein schwarzer Kopf taucht aus den Wellen ungefähr 1 m von unserem Boote auf. Auf dem Hinterdeck stehend, beuge ich mich mit dem ganzen Leibe über Bord und ergreife einen aus dem Wasser aufragenden Arm; andere eilen mir zu Hilfe und so ziehen wir eine halbtote Frau aus dem Wasser. Eine Sekunde später, und sie wäre unfehlbar in den Stromwirbeln ertrunken oder eine Beute der Krokodile geworden.

Während des ganzen Tages waren wir gut gefahren, bis wir uns am Abend, kurz zuvor ehe wir das Lager aufschlagen wollen, vor einer Stromschnelle sehen, welche durch Klippen verursacht wird. Eine Stunde lang arbeiten wir auf ein und derselben Stelle, als plötzlich durch die Strömung eine gewaltige schwimmende Insel auf uns zugetrieben wird. Hätte sie uns erreicht, so wären wir unrettbar an den Felsen gescheitert. Da erhebt sich eine schwache Brise; der Dampfer löst das Schlepptau und wir fahren unter Segel, während der Dampfer so manövriert, dafs die Insel zwischen den beiden Fahrzeugen hindurchgleitet. Da nimmt die Dampfspannung beim „En Avant“ ab, so dafs er sich an den Uferbäumen vertauen mufs, bis das Feuer unter dem Kessel wieder in Gang kommt. Während dieser Zeit erlischt der günstige Wind, und schon sind wir bis auf 40 m von der Strömung den Klippen zugetrieben worden, als uns der Dampfer mit vieler Mühe aus unserer gefährlichen Lage vertreibt. Endlich schlagen wir unser Lager bei einem grofsen Dorfe auf, wo leider nur wenig Lebensmittel zu haben sind.

4. Juli. Seit Tagesanbruch fahren wir und zwar stets am linken Ufer hin, wo wir an zahlreichen und grofsen Ortschaften vorüberkommen. Nach einstündiger Fahrt langen wir bei der von 3 Sansibariten bewachten Station Mubrinu an, wo wir einige Stunden verweilen. Um $9^1/_2$ Uhr geht es weiter und nach günstiger Fahrt schlagen wir unser Lager in einem grofsen Dorfe auf, wo uns die Stechfliegen aufzuzehren drohen. Wir versuchen durch Feuer sie uns vom Leibe zu halten; aber dies Auskunftsmittel ist schlimmer als die Plage selbst, und anstatt mit einem Male zu ersticken, ziehen wir es vor, uns nach und nach aufzehren zu lassen. Als komisches Intermezzo kommt einer unserer Schwarzen, der gerade 10 Worte Französisch kann, sucht sich für seinen Fisch in unserem Zelte ein Versteck gegen Diebe und sagt zu uns mit unzerstörbarem Gleichmute: „Höre Du, stiehl mir meinen Fisch nicht!“ Wir vergafsen über dem Spafse unsere Peiniger wenigstens auf eine Viertelstunde.

5. Juli. Um 6 Uhr brechen wir das Lager ab und fahren zunächst an zwei Inseln vorüber, denen bald viele andere folgen. Der Kongo wird sehr breit, und man schaut vergeblich nach dem anderen Ufer aus. Auf den Inseln erblicken wir eine grofse Menge Flufspferde, denen manche Kugel zugedacht ist; aber die boshaften Kreaturen halten sich in sicherer Entfernung und führen ihre Possensprünge mit einer Gewandtheit aus, die einen Akrobaten und Schwimmkünstler zur Verzweiflung bringen könnte.

Von Mittag ab will es mit unserer Fahrt nicht mehr recht vor-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

wärts gehen. Gerade, als wir uns vor einer Stromschnelle befinden, reifst das Tau und wir werden abgetrieben; zum Glück gab es hier keine Felsen im Strome, und der Dampfer holte uns bald wieder ein. Da wir heute die Station Bolobo zu erreichen hofften, so fuhren wir bis in die Nacht hinein. Aber um 6 Uhr sehen wir uns durch eine starke Stromschnelle aufgehalten, welche wir vergeblich zu überwinden suchen. So lenkten wir schliefslich dem Ufer zu, wo lauter Felsen waren, und kampierten an einer sehr unbequemen Örtlichkeit, den Stechfliegen zur willkommenen Beute.

Um das Mifsgeschick voll zu machen, brach während der Nacht, obgleich wir mitten in der sogenannten trockenen Jahreszeit standen, ein heftiger Gewittersturm über uns herein und durchnäfste uns nach Herzenslust; denn wir hatten wegen der vorgerückten Abendstunde das Zelt nicht aufgeschlagen. Als wir auf den Fahrzeugen eine Zuflucht suchen wollten, fanden wir alle unsere Reisegefährten ebenfalls gehörig durchnäfst und in verschiedenen Winkeln verkrochen, aus denen sie das strömende Wasser bald wieder vertrieb. Unter der Einwirkung des Sturmes gingen die Stromwellen hoch und bald trieben unsere Fahrzeuge, von dem Wogenschwall erfafst, mit der Strömung gegen die Felsen an. Der „En Avant" war am meisten gefährdet und sein Hinterteil hatte schreckliche Stöfse auszuhalten, so daß wir seinen Untergang nahe glaubten.

In der tiefsten Dunkelheit, die nur von dem grellen Blitzschein unterbrochen wurde, galt es von 1—5 Uhr morgens ohne irgend welche Rast zu arbeiten, um den Dampfer vom Felsen abzubringen; einen Augenblick wurden die Stöfse so heftig, dafs wir befürchteten, das Schiff werde sinken. Als die Gefahr wuchs, hatte man die Feuer unter dem Dampfkessel angezündet; aber das Brennholz war feucht, und die Dampfspannung liefs längere Zeit auf sich warten.

6. Juli. Endlich um 5 Uhr kamen wir los und passierten mit Tagesanbruch die Stromschnelle, die uns zwar noch einmal zurückwarf, die wir aber dann doch mit Zuhilfenahme unseres Segels überwanden, welches von der frischen Morgenbrise aufgebläht war. An zahlreichen Dörfern vorüberfahrend treffen wir um 8 Uhr in Bolobo ein, wo uns der Stationskommandant, Herr Liebrechts, auf die liebenswürdigste Weise empfängt.

Die Station Bolobo, welche vor 3 Jahren gegründet wurde, ist schon zweimal vom Feuer zerstört worden; den ersten Brand schreibt man einer Unachtsamkeit, den zweiten der Feindseligkeit der Eingeborenen zu, welche hier wirkliche Wilde sind. Wir befinden uns nämlich mitten unter dem Stamm der Bajansi, die sich durch Trägheit, Streitsucht und Beutelust auszeichnen. Sie sind grofs und stark und verfügen über ein paar tausend Flinten, von denen sie bei der geringsten Streitigkeit Gebrauch machen.

Ibaka, der Häuptling von Bolobo, war anfangs dem Stationsunternehmen gewogen; aber als der Stationschef seine Verbindungen erweitern und mit den anderen Häuptlingen Freundschaftsverträge abschliefsen wollte, trat Ibaka offen als Feind der Europäer auf, indem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

er auf den Alleinbezug von Geschenken, besonders Kleiderstoffen, die er bis dahin in Überfluſs erhalten hatte, Anspruch erhob. Aus Rache griff er sogar Stanleys Dampfer an, weil dieser bei seiner ersten Kongofahrt mit ihm einige Schüsse gewechselt hatte. Indes ein gegen sein Dorf gerichteter Mitrailleusenschuſs brachte ihm sanftere Gefühle bei, und so ist Ibaka heutigen Tages ruhiger und versöhnlicher gestimmt. Dabei unternehmen aber seine getreuen Bajansi oft Raubzüge auf dem Kongo und greifen die Kähne an, welche Elfenbein nach Omfwa und Ntamo am Stanleypool zum Verkauf schaffen.

Bolobo ist sozusagen die Zwangsniederlage für alles Elfenbein, welches vom oberen Kongo herabkommt, weil Ibakas Unterthanen das Monopol für den Handel mit den Bateke am Stanleypool beanspruchen. Daher müssen diejenigen Fahrzeuge, welche sich diesem drückenden Monopole entziehen wollen, sich zwischen den Inseln in der Mitte des Strombettes halten, welches hier 12 km breit ist. Werden sie trotzdem bemerkt, so bemannen die Bajansi ihre Kähne und machen sofort Jagd auf die Elfenbeinhändler, deren sich gewöhnlich mehrere der besseren Abwehr halber zusammengeschlossen haben. Verteidigen sich die Angegriffenen mutig, so halten sich die Bajansi in der Entfernung. Bisweilen aber gewinnen sie die Oberhand, worauf sie alles Elfenbein rauben und die erbarmungslos hingemordeten Händler in die Wellen des Stromes werfen. Wie aber immer der Ausgang eines solchen Kampfes sein mag, jedenfalls kehren die Bajansi bei Sonnenuntergang an das heimatliche Ufer zurück, indem sie mit wildem Geschrei, Flintenschüssen, Tamtamschlägen und Siegesgesängen einen heillosen Lärm machen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich gleich noch mit einigen Worten des Elfenbeinhandels gedenken, über den sich viele Leute sonderbare Illusionen machen. Ohne Zweifel giebt es am oberen Kongo viel Elfenbein, und in den Wäldern streifen zahlreiche Elefanten umher; aber zwischen dieser Thatsache und den Berichten gewisser Zeitungen liegt eine grofse Kluft. Die ersten 2 oder 3 Kaufleute, welche während eines Jahres die Kongoufer vom Stanleypool aufwärts nach Elfenbein durchforschen, werden sicherlich ausgezeichnete Geschäfte machen; aber sie erschöpfen damit das Land auf längere Zeit hinaus; denn der Elfenbeinvorrat ergänzt sich nicht sobald wieder. Die ungeheuren Massen Elfenbein, welche die Eingeborenen aufgestapelt haben sollen, existieren eben nur in der Einbildungskraft der Leute, welche ihre eigenen Wünsche mit der Wirklichkeit identifizieren. Jedoch, ich werde auf diesen Punkt wieder zurückkommen.

Die Bajansi sind nicht blofs ihren Feinden gegenüber grausam; sie opfern nicht selten ihre Kinder, wie es der Häuptling Ibaka z. B. mit einem seiner eigenen Kinder that, welches gestern erst das Licht der Welt erblickte. Oft martern sie ihre Schlachtopfer, indem sie die Frauen an den Baumästen aufhängen und den Männern den Kopf langsam abschneiden; die Veranlassung giebt entweder eine Weisung des Fetischmannes oder die eigene Blutgier. Die zahlreichen Schädel, welche an der Aufsenseite der Hütten angebracht sind, sind ein hinlänglicher Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

weis, dafs dieser grausame Gebrauch nichts seltenes ist, sowie, dafs die Bajansi die kannibalischen Gelüste der Uferstämme des oberen Kongo teilen.

Beim Tode eines Häuptlings werden je nach Bedeutung des Verstorbenen eine gewisse Anzahl Sklaven geopfert, und das Erstaunen der Eingeborenen ist ein sehr grofses, wenn man ihnen sagt, dafs das barbarisch ist und dafs die Weifsen derartige Scheufslichkeiten nicht begehen. „Wenn ich sterbe", sagte Ibaka, „werden wenigstens 20 Sklaven zu meiner Bedienung in der andern Welt geopfert, und ich stehe dann über den Weifsen, welche dort keinen Diener haben werden."

Die lange Zeit sehr gespannten Beziehungen zu den Eingeborenen sind gegenwärtig ausgezeichnet, dank der Klugheit und dem Geschick des belgischen Artillerieleutnants Liebrechts, welcher seit fast zwei Jahren diese wichtige Station unter sich hat. Er hat dieselbe aus ihren Ruinen wieder erstehen lassen, indem er ein prächtiges Wohnhaus erbaute und einen von Insassen wimmelnden Geflügelhof, sowie schöne Gärten anlegte, welche diese Station unbestreitbar zu einer der besten am Oberkongo machen. Er hat nicht nur für sich, sondern auch für seine Nachfolger gearbeitet, welche hier nützliche Hilfsquellen finden werden, die gerade in Afrika nicht hoch genug geschätzt werden können.

Wie die weiter flufsabwärts gelegenen älteren Stationen, soll auch Bolobo aufgelassen werden, was in jeder Beziehung beklagenswert ist, weil die dortigen Einrichtungen vortrefflich und vielversprechend sind und weil dann die raublustigen Bajansi noch mehr als bisher die Kongoschiffahrt für Weifse und Schwarze erschweren werden.

7. Juli. Unter der liebenswürdigen Führung des Herrn Liebrechts benutzen wir den Ruhetag, um die Umgegend zu durchstreifen, und zwar besuchen wir zunächst die flufsabwärts nahe bei der Station gelegenen grofsen und zahlreichen Dörfer, welche sich längs des Stromufers mit ihrer dichten kriegerischen Bevölkerung ziemlich weit landeinwärts erstrecken. Es sind dies die Dörfer, aus welchen im Jahre 1883 auf Stanleys 3 Dampfer geschossen wurde, als er den Flufs hinauf nach den Stanley-Fällen fuhr. Damals war die Station auf einen engen Raum beschränkt und der weifse Kommandant konnte seine Wohnung nicht verlassen, ohne dafs man ihm sofort den Weg versperrte. Heutigen Tages kann man die verschiedenen Dörfer besuchen; aber man mufs sich vor jeder Unvorsichtigkeit in acht nehmen und stets wachsam sein; denn die Eingeborenen benutzen den geringfügigsten Anlafs, um Gefangene zu machen, und schneiden denselben dann ohne weiteren Prozess den Kopf ab, wie sie es einmal mit einem Sansibariten von der Station gemacht haben.

Herr Liebrechts hat sich mit seiner persönlichen Autorität zum Meister der Situation zu machen gewufst und in ebenso kluger als entschlossener Weise manch nahen Ausbruch des Hasses im Keime erstickt. In seiner Begleitung durchstreifen wir unbehelligt diese Dörfer, deren Häuser mit Schädeln verziert und deren Bewohner bis an die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Zähne bewaffnet sind. Wenn hier der Sinn der Männer besonders auf Waffen gerichtet ist, so treiben die Frauen dafür einen förmlichen Kultus mit Kupfer und je nach ihren Verhältnissen tragen sie eine gröfsere oder geringere Menge Zieraten aus diesem Metall. Während die einen an den Beinen breite Kupferringe, die eine auffällige Ähnlichkeit mit Reiterstiefeln haben, tragen, sind andere an den Armen mit einer Menge kleiner Ringe bedeckt, und die reichsten schmücken ihren Hals mit einem gewaltigen massiven Gehänge, welches 12—14 kg wiegen dürfte. Einer toten Frau schneidet man des Halsbandes wegen den Hals ab; denn der trauernde Witwer will nicht gern solch ein Wertstück einbüfsen.

Die Eingeborenen treiben nur so weit Ackerbau, dafs sie eben nicht verhungern; im übrigen werfen sie sich auf den Elfenbeinhandel, der ihnen beträchtlichen Gewinn bringt. Sie kleiden sich samt und sonders in europäische Stoffe und, da sie reich sind, so wollen sie Lebensmittel nur zu übertrieben hohen Preisen verkaufen; denn infolge einer sonderbaren Anomalie haben hier die Stoffe weniger Wert als an der Küste.

8. Juli. Nachdem wir Herrn Liebrechts für seine herzliche Gastfreundschaft unseren wärmsten Dank dargebracht haben, reisen wir um 8½ Uhr ab, indem wir längs grofser Dörfer hinfahren, aus denen tausende von Eingeborenen ans Ufer strömen, um uns mit der lebhaftesten Neugierde anzustarren. Wir halten uns ganz nahe am linken Ufer, um die Strömungen zu vermeiden, und lassen die zahlreichen Inseln, mit denen der Strom bedeckt ist, weitab liegen. Es begegnen uns eine grofse Menge Kähne, welche mit Frauen besetzt sind und von denselben sehr geschickt gesteuert werden; bis jetzt hatten wir nur Männer sich mit so etwas befassen sehen.

Um 1 Uhr nötigt uns der Mangel an Holz für den Dampfer zum Halten; denn in Bolobo war dasselbe sehr rar. Wir laufen ein Dorf an; aber die Leute sind sehr mifstrauisch und schreien uns in wenig parlamentarischer Weise zu, dafs wir uns fortpacken sollen. Es bedurfte erst langen Hin- und Herredens, ehe wir den Leuten begreiflich gemacht hatten, dafs wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten; endlich entschliefst sich der Häuptling, mit uns in Verkehr zu treten, und bringt uns eigenhändig eine Ziege, für welche Massari ihn durch ein Geschenk in Entzücken versetzt. Wir schlagen nun unser Lager im Dorfe auf, wo die Lebensmittel freilich selten sind; dagegen giebt es in der Nähe zahlreiches Wild, von dem ich 4 Stück, darunter einen Affen erlege, der einen delikaten Braten abgiebt. Beim Einbruch der Nacht besucht uns der Häuptling; zuerst hält er sich scheu in der Entfernung; dann fafst er sich Mut, und läfst sich neben mir nieder. Mein Brevier, in dem ich gerade lese, erregt aufs lebhafteste seine Aufmerksamkeit, so dafs er mir schliefslich 10 Hühner dafür bietet. Auf meine abschlägliche Antwort hin fügt er erst eine, dann zwei Ziegen zum Kaufpreis hinzu, bis ich ihm begreiflich mache, dafs das Brevier für ihn keinen Wert habe und dafs ich ihm bei meiner nächsten Wiederkehr ein besseres Geschenk mitbringen würde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

9. Juli. Während der Nacht ist fleifsig Holz geschlagen worden, welches nun bis früh 7 Uhr an Bord gebracht wird. Nach der Abfahrt halten wir uns wieder längs des linken Ufers, wo wir Dörfer antreffen, freilich nicht so dicht neben einander, wie tags zuvor. Im Verlaufe des Nachmittags wird das Ufer niedrig und menschenleer; offenbar ist es während der Hochwasserzeit der Überschwemmung ausgesetzt. Die Dörfer liegen auf Hügelreihen 2—3 Meilen vom Strome entfernt. Die Flufsinseln drängen sich hier so dicht aneinander, dafs wir einmal kaum passieren konnten. Hier treffen wir auch eine grofse Menge Flufspferde an, denen mehr oder weniger fühlbare Grüfse zugesandt werden. Gegen Abend um 5 Uhr lenken wir dem Ufer zu, um unweit des Dorfes Malonga zu kampieren; aber die Einwohner eilen alsbald herbei und laden uns in unverschämter Weise ein, unsere Nachtruhe wo anders zu halten. Trotzdem wird gelandet; aber sofort sperren eine Menge mit Spiefsen und Pfeilen bewaffnete Männer den Weg nach dem Dorfe. Trotz der freundlichen Worte, die wir an sie richten, und der Bitten, uns die nötigen Lebensmittel zu verkaufen, wollen sie nichts von uns wissen, und da wir allen Zwang vermeiden, so ziehen wir uns unverrichteter Sache wieder ans Ufer zurück, wo für den Fall eines nächtlichen Angriffs einige Mann Wache halten müssen.

Massari, der Chef der kleinen Expedition, bietet darnach dem Häuptlinge ein schönes Geschenk dar, um ihn zu beschwichtigen und von ihm Lebensmittel zu erhalten. Letzterer nimmt das Geschenk an mit dem Versprechen, am folgenden Morgen höchsteigenhändig eine Ziege zu bringen; einstweilen sendet er einen Topf Zuckerrohrwein von abscheulichem Geschmacke.

10. Juli. Nichts Neues während der Nacht, die ruhig und still verlief. Weder der Häuptling und seine Ziege lassen sich blicken und so fahren wir denn gegen 8 Uhr ab, zur grofsen Befriedigung der Eingeborenen, die durch unsern Abzug noch kühner werden. Da die Uferlandschaft von einer wilden und ungastlichen Bevölkerung bewohnt ist, die in den fremden Weifsen nur Feinde erblickt, so nehmen wir den weiteren Kurs mitten durch die Inselkanäle, wo übrigens die Sandbänke nicht so zahlreich sind; dieser Umstand und der fleifsige Gebrauch des Lotes hindern uns jedoch nicht, von Zeit zu Zeit aufzulaufen. Hunderte von Flufspferden liegen reihenweise auf den Sandbänken ausgestreckt, wo sie ihre Siesta halten; von weitem ist man geneigt, sie für Klippen zu halten. Eins der Tiere schöpft 2 m von unserer Bordwand grunzend Atem, riskiert aber vorsichtiger Weise nur ein Auge und verschwindet alsbald wieder in den Wellen, zur grofsen Verzweiflung unserer Leute, welchen auf diese Weise so und so viele vortreffliche Beefsteaks entgehen. Nachmittags 5 Uhr schlagen wir unser Lager auf einer öden, flachen Sumpfinsel auf, wo wir Holz für den Dampfer und für uns Stechfliegen im Überflufs finden.

11. Juli. Wir brechen zeitig auf, um unsere nächtlichen Quälgeister los zu werden. In einer engen Fahrrinne laufen wir auf und zwar so fest, dafs die beiden Fahrzeuge sich nicht bewegen. Endlich nach zweistündiger Arbeit kommen wir los und richten nach geraumer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Fahrt unsern Kurs gegen eine Sandbank, wo ein paar Fischer uns ein kleines Krokodil als Topfbraten anbieten. Darauf setzen wir die Reise zwischen niedrigen Waldinseln, die unsern Gesichtskreis sehr beschränken, fort und kampieren schliefslich auf einer unbewohnten Insel, wo die Stechfliegen ihr Liebeswerk vom vorhergehenden Abend fortsetzen.

12. Juli. Wir setzen unsere Stromfahrt mitten zwischen unbewohnten Inseln hindurch fort, nicht ohne dann und wann mit einer Sandbank nähere Bekanntschaft gemacht zu haben. Zu Mittag sehen wir ein gröfseres Boot des Kongofreistaates uns entgegenkommen, welches uns wenig beruhigende Nachrichten vom Oberkongogebiete bringt. Wir hören nämlich, dafs sich die Station Lukolela im Kriegszustande gegen die benachbarten Eingeborenen befunden hat, dafs aber gegenwärtig wieder Ruhe herrscht. Über die Äquatorstation lauten die Nachrichten noch trüber; dort haben die Eingeborenen die Station angegriffen, einen Mann getötet und mehrere verwundet; aber auch hier scheint alles wieder ausgeglichen zu sein. Wenn man dazu noch die Ereignisse auf der Aruwimistation nimmt — die Besatzung war von den Eingeborenen schlankweg aufgefressen worden —, so wird man eine Idee davon bekommen, was es kostet, die Zivilisation in diesen Erdteil zu verpflanzen.

Um 5 Uhr kampieren wir auf einer Sandbank, wo die Stechfliegen an Wildheit mit den Eingeborenen jener Gegenden den Wettkampf aufnehmen; aber wir sind glücklicher als die armen Stationssoldaten vom Aruwimi; denn wir werden wenigstens nicht vollständig aufgezehrt.

13. Juli. Um $6\frac{1}{2}$ Uhr brechen wir auf, gerade früh genug, um einen Gewitterregen über uns ergehen zu lassen, der glücklicherweise nicht lange anhält, aber doch genügt, um unser weniges Gepäck zu durchnässen. Um 2 Uhr kommen wir nach Lukolela, wo wir durch den Stationskommandanten, Herrn Glave, freundlichst empfangen werden. Die seit 2 Jahren bestehende Station fängt an, sich von den sie umgebenden zahlreichen und dichten Wäldern abzuheben, an Schwierigkeiten von seiten der feindseligen Bevölkerung hat es nicht gefehlt; aber augenblicklich ist alles still und ruhig. Ein grofses Haus mit Lehmwänden ist im Bau begriffen; freilich wird es nie vollendet werden; denn die Auflassung der Station ist beschlossene Sache und das weifse wie schwarze Personal wird sich nach Bolobo zurückziehen, um dort zu warten, bis auch diese Station eingezogen wird. Herr Glave, ein gemütlicher Engländer, weifs übrigens die Hilfsquellen des Landes gut auszubeuten; die Jagd liefert dem unermüdlichen Nimrod reichliches Wildpret. In zwei Jahren hat er eine Menge Flufspferde und über 30 Büffel erlegt; leider verlor er auf einem dieser gefahrvollen Jagdzüge seinen Gefährten, welcher von den Hörnern eines Büffels an 47 Stellen verwundet wurde. Der hiesige Bezirk würde sich ganz gut für eine Mission eignen, denn die Bevölkerung ist sehr dicht, der Boden fruchtbar, Wild und Fische sind in Überflufs zu haben und Baumaterial ist reichlich zur Stelle. Wenn das Gerücht ging, dafs es hier grofse Plantagen von im Lande einheimischen Kaffee-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

bäumen gäbe, so beruht dies auf einem völligen Irrtum, denn es existiert keine Kaffeebohne in der ganzen Umgegend.

14. Juli. Ich benutze diesen Ruhetag, um die Gegend zu durchstreifen und Erkundigungen einzuziehen. Bis hierher reicht noch der Stamm der Bajansi, dessen Sitten und Gebräuche so ziemlich denen der anderen Inlandstämme ähneln. Wenn man inmitten dieser Leute steht, so hält man sie für die friedlichsten Menschen auf Gottes Erdboden; aber bei der geringsten Veranlassung bricht ihre Wildheit durch, und es gilt, immer auf der Hut zu sein. Die hiesigen Bajansi opfern Menschen und haben eine besondere Methode, die zum Tode Verurteilten zu köpfen. Der Todeskandidat mufs sich auf eine Art Schaffot setzen, an das alle seine Glieder so angefesselt werden, dafs auch die geringste Bewegung unmöglich wird. Der Kopf wird von Lianen, die an einem niedergebogenen Baumwipfel befestigt sind, straff nach oben gezogen. Der Henker tritt nun mit seinem gewaltigen Hackemesser heran und haut mit einem einzigen Hiebe den Kopf ab, welcher mit dem zurückschnellenden Baume in die Luft fährt. Damit ist das Signal zu Freudengeschrei und gräfslichem Brüllen gegeben, welches durch die vielfach im Kreise herumgehenden Kalebassen mit Zuckerrohrwein immer neue Aufmunterung erhält. Nachdem das Schauspiel vorüber ist, gehen die Schwarzen wieder heim zu ihrer gewöhnlichen Arbeit, das heifst, die Frauen arbeiten und die Männer faulenzen. Nur eine beschränkte Zahl Männer widmen sich dem Fischfange, dessen vortreffliche Ausbeute zu verhältnismäfsig billigem Preise feilgeboten wird. Kähne sind zahlreich vorhanden und ziemlich grofs, auch verraten die Ruder in ihrer Ausführung und Verzierung einen gewissen Luxus. Obgleich es Wild im Überflusse giebt, so befassen sich die Männer doch wenig mit der Jagd; auf meinen Spaziergängen und Ausflügen sah ich eine Menge grofser Affen, Papageien, Rebhühner und vor allem prächtige Perlhühner, von denen ich manche Probe für unsere Kochtöpfe mit nach Hause brachte.

Auf solchen Streifereien in der Umgegend mufs man immer einen eingeborenen Begleiter zur Seite haben, der einen auf die Fallgruben und Löcher aufmerksam macht, mit denen die Gegend zum Schutz gegen einen plötzlichen Angriff von Feinden übersät ist. Die zahlreichen Schädel, welche die Dörfer zieren, beweisen, dafs auch hier die Eingeborenen kannibalischen Gelüsten fröhnen.

15. Juli. Wir verlassen Lukolela um $9\frac{1}{2}$ Uhr und steuern auf Bonga, die französische Station los, welche auf dem rechten Stromufer gelegen ist. Bald begegnen wir drei grofsen Kähnen, von welchen jeder mit 40—50 Eingeborenen bemannt ist. Es sind räuberische Kannibalen, wie sie Stanley in seinem Buche „Durch den dunkeln Erdteil“ beschreibt. Wo sich solche Horden zeigen, fliehen Frauen und Kinder eilends aus den Dörfern. Die Krieger allein bereiten sich auf Widerstand vor, wenn sie zahlreich genug sind; denn sobald die Flufspiraten die Oberhand gewinnen, werden die Besiegten ohne Erbarmen getötet und aufgefressen. An uns fahren jene Kannibalen mit begehrlichen Blicken vorüber; aber sie wagen es doch nicht, ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

gen die Schufswaffen der Weifsen anzukämpfen. In dieser Gegend ist der Kongo 25—30 km breit, und ohne den Piloten, welche wir fürsorglicherweise in Lukolela an Bord nahmen, hätten wir uns sicher in dem Gewirr von zahllosen Inseln verirrt, welche uns den Ausblick auf das gegenüberliegende Flussufer versperrten. Um 3 Uhr endlich landen wir an der Station Bonga, welche von einigen Turkos unter dem Kommando des Adjutanten Pierron — von den algierischen Tirailleuren — besetzt gehalten wird. Der Offizier empfing uns mit wahrhaft französischer Gastfreundschaft und war ebenso erfreut wie wir, mitten unter diesen wilden Völkerschaften, fern von der Heimat mit Landsleuten zusammenzutreffen.

Die Bevölkerung von Bonga, welche mit dem gegenüberwohnenden Uferstamme keine Verbindung unterhält, ähnelt demselben indes gar sehr in Bezug auf Wildheit. Kein Tag vergeht, wo nicht auf dem Kongo Leichen von Enthaupteten treiben; denn hier scharrt man die Schlachtopfer nicht in die Erde ein, sondern wirft sie den Krokodilen des Flusses zum Frafse vor. Dreien zur Enthauptung verurteilten Frauen war es im letzten Augenblick gelungen ihren Häschern zu entkommen und sich auf die Station unter die schützende französische Flagge zu flüchten, die ihnen Leben und Freiheit verbürgte. Obgleich Kommandant Pierron nur wenig Leute zur Verfügung hatte, so hat er sich doch durch das wüste Geschrei der Eingeborenen, welche ihre Opfer wieder verlangten, nicht einschüchtern lassen, sondern ihnen für den Fall eines Angriffes mit einer energischen Gegenwehr gedroht. Diese feste Haltung hat den Eingeborenen imponiert, und heute laufen die drei Frauen unbehelligt herum und sind für die empfangene grofse Wohlthat sehr erkenntlich.

16. Juli. Da das Maschinenöl ausgegangen ist, entschliefst sich Herr Massari, solches auf dem Alima aufzutreiben, und ladet mich ein, ihn zu begleiten, was ich mit Vergnügen annehme, weil ich dadurch die schöne Wasserstrafse kennen lerne, welche nach Franceville und zu meinen Kollegen an den Ogowe führt. Wir lassen die „A. J. A." in Bonga zurück und fahren mit dem „En Avant" stromabwärts, indem der Kapitän des Dampfers zugleich die Stelle des erkrankten Maschinisten versieht. Unterwegs kommen wir an einem Dorfe vorüber, das mehr als 2 km lang ist, und nach 6stündiger Fahrt laufen wir in einen der Mündungsarme des Alima ein, dessen klare und durchsichtige Gewässer mit den gelben Fluten des Kongo in sonderbarem Kontraste stehen. Bei seiner Vereinigung mit dem Kongo bildet der Alima ein gewaltiges Delta von mehr als 25 Mündungsarmen, in denen man sich sehr schwer zurechtfindet, da die Ufer ringsum flach und einförmig sind; aber bald verschwinden die Inseln, und wir fahren auf dem ungeteilten Flusse, der sehr reifsend ist und eine mittlere Breite von 100—150 m hat. Zur Nachtzeit kampieren wir auf einer Erdscholle, die nur eben über die ringsherum liegenden Sümpfe emporragt und auf welcher 10 Personen, wie die Häringe zusammengepackt, mit Mühe und Not Platz finden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

17. Juli. Vor 7 Uhr fahren wir nicht weiter; denn unsere Maschine hat ein inneres Leiden, über welches sie sich leider ausschweigt. Während des ganzen Tages folgen wir den vielen Biegungen des Flusses, dessen beide Ufer mit zahllosen aus dem Wasser aufgeschossenen Bambusstauden eingefafst sind. Um einen günstigen Lagerplatz zu finden, fahren wir bis um $7\frac{1}{2}$ Uhr in stockdunkler Nacht und laufen dabei Gefahr, auf einer Sandbank sitzen zu bleiben. Endlich schlagen wir unser Lager in der Nachbarschaft eines armseligen Dorfes auf, dessen Bewohner uns keine andere Stärkung als eine Kalebasse Bambuswein darbieten können.

18. Juli. Um 6 Uhr brechen wir auf, ich speziell ein Fieber als Andenken an die Nachtlager inmitten der Sümpfe mit hinwegnehmend. Zu Mittag treffen wir auf dem französischen Posten ein, wo uns Herr Ponel, ein Mitglied der Brazzaschen Expedition, mit ausgesuchter Höflichkeit empfängt. Wir befinden uns hier unter dem Stamm der Mboschi, und der französische Posten liegt mitten zwischen zahlreichen Dörfern, welche ebenso wie die Pflanzungen hinter Hecken in geschickter Weise versteckt sind. Die Mboschi sind übertrieben ängstlich und bedienen sich der Feuerwaffen nur bei freudigen Gelegenheiten oder Trauerfeierlichkeiten; und auch da gebrauchen sie die peinlichsten Vorsichtsmafsregeln. Die gehörig geladene Flinte wird sorgfältig am Boden zwischen eingerammten Pflöcken festgeschnürt, und während sich die Menge in gebührender Entfernung hält, schleicht ein Kind, behutsam auf der Erde kriechend, heran und fafst an den Drücker. Alsbald geben die Zuschauer Fersengeld und trauen sich erst dann die Flinte wieder anzufassen, wenn der Lauf völlig erkaltet ist. Dagegen sind die Eingeborenen sehr geschickt in der Handhabung ihrer Spiefse, mit welchen sie auf eine Entfernung von mehr als 60 m noch ihr Ziel treffen.

Herr Ponel gab uns einen schönen Vorrat von Bambusöl für die Maschine mit. Dasselbe ist ausgezeichnet und ein vortrefflicher Ersatz für das teure von Europa importierte Öl, welches oft gerade ausgeht, wenn es auf den Dampfern am notwendigsten gebraucht wird. Es ist daher eine wertvolle Entdeckung, dafs man dieses Öl ausfindig gemacht hat; wenigstens machen die Eigentümer von Dampfern im Kongogebiet dadurch eine ziemliche Ersparnis. Der Geschmack des Öles ist gar nicht übel, und wenn es sorgfältig zubereitet und gehörig geklärt wird, kann es in der Küche gar wohl das Olivenöl ersetzen. Um das Öl zu reinigen, setzt man das damit gefüllte Gefäfs zur Erde und läfst ungefähr aus Manneshöhe kochendes Wasser hineintropfen, wodurch die in dem von Negerhänden zubereiteten Bambusöle befindlichen festeren Stoffe sich niederschlagen, kurz darauf hat man ein Öl, das zwar etwas dicker als Olivenöl, aber ebenso klar und hell ist. Sicherlich würde ein geriebener Marseillaise nach gehöriger Vorbereitung daraus ein „reines“ Olivenöl herstellen.

19. Juli. Am Morgen, im Augenblicke unserer Abfahrt, wird die Maschine leck; der Dampf entweicht überall hin, nur nicht in die Cylinder, so dafs man das Feuer unter dem Kessel auslöschen und eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

durch die Abwesenheit des Maschinisten erschwerte Reparatur vornehmen mufs. Der Filzhut des Kapitäns geht dabei ganz darauf, und nachdem wir die Öffnungen, so gut es angeht, verkleistert haben, nehmen wir von dem liebenswürdigen Herrn Ponel Abschied und fahren mitten im Flusse hinab, dessen reifsender Lauf unserer armen Maschine glücklicher Weise zu Hülfe kommt. Am Abend kampieren wir in der Nähe eines Dorfes, das sich durch seinen Rauch verraten hatte, und alsbald tauchen aus dem Gebüsch mehr als 50 Kähne auf und umzingeln unsern Dampfer, der die Eingeborenen in das tiefste Erstaunen versetzt.

20. Juli. Die Kunde von unserer Landung hatte sich während der Nacht ringsum verbreitet, so dafs wir bei Tagesanbruch Hunderte von Kähnen aus allen Richtungen herbeieilen sahen, um das grofse eiserne Boot, „welches von sich selber läuft" zu bewundern. Ein Schwarzer ruft aus: „Es ist zu grofs! Sicherlich ist das die Grofsmutter von allen unsern Kähnen!"

Als die Maschine den Signalpfiff zur Abfahrt ertönen läfst, verursacht der Schrecken unter unsern Besuchern ein unbeschreibliches Durcheinander. Die einen legten sich platt auf den Bauch in ihren Kähnen, andere stürzten sich unbekümmert um ihre Kähne in die Wellen des Flusses, während die Mutigsten aus Leibeskräften ans Ufer ruderten, um diesem Ungetüme mit der fürchterlichen Stimme zu entgehen. Man beruhigt sie, und unter Ausrufen der Verwunderung von ihrer Seite fahren wir davon. Dank der Strömung geht die Fahrt sehr schnell, selbst mitten in einem Gewittersturme, welcher uns eine unbegehrte Erfrischung zu Teil werden lässt; bald lassen wir den Alima hinter uns und schlagen unser Lager auf einer Insel auf, wo wir Millionen wütender Stechfliegen antreffen, wie sie uns bisher noch nicht vorgekommen sind. Unsere Sansibariten stürzen sich, selbst auf die Gefahr hin, von den Krokodilen aufgeschnappt zu werden, in den Flufs, um sich den Stichen dieser erbarmungslosen Feinde wenigstens etwas zu entziehen.

21. Juli. Da ich während der Nacht kein Auge hatte schliefsen können, so war ich froh, als wir am Morgen aufbrachen; ein Gewittersturm verfolgte uns, konnte uns aber nicht überholen. Um 11 Uhr kamen wir an der Station Bonga wieder an, wo man während unserer Abwesenheit 5 Büffel — die Jagdbeute eines Laptot [1]) vom Posten — verschmaust hatte. Am Abend teilte uns derselbe Jäger mit, dafs er noch einen Büffel erlegt habe; wir können uns nun einen schönen Vorrat Fleisch für den nächsten Tag einlegen.

22. Juli. Wir brechen zunächst wieder nach Lukolela auf; da wir ein Boot im Schlepptau haben, so bringen wir 11 Stunden zu, ehe wir den Kongo durchquert haben, und zum Überflufs bricht, als wir um 7½ Uhr in rabenschwarzer Nacht vor der Station eintreffen, ein heftiges Unwetter los, welches unter fürchterlichem Brausen unsere Ankertaue zu zerreifsen droht. Da die Station am selben Tage eingezogen worden war, so sah es mit dem Abendessen trübe aus, und

1) Negersoldat vom Senegal.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

schliefslich verzehrten wir, des langen Wartens müde, ein halbrohes Stück Büffelfleisch. Hunger ist der beste Koch!

23. und 24. Juli. Ohne bemerkenswerte Zwischenfälle geht unsere Fahrt weiter; am Ufer, das immer flacher und gleichförmiger wird, zeigen sich nur wenige Dörfer.

25. Juli. Da der schwarze Heizer sanft weiter geschlummert hat, anstatt auf das gegebene Zeichen das Feuer unter dem Dampfkessel anzuzünden, fahren wir erst um 7 Uhr ab und halten uns längs eines fast unbewohnten Ufers. Am Nachmittag jedoch stofsen wir auf mehrere Dörfer und kampieren in Bussindi, wo Tausende von Eingeborenen den von uns gewählten Ufersaum bedecken. Der Häuptling, welcher seinen Sohn vor einem halben Jahre nach Leopoldville geschickt hatte, sucht ihn jetzt unter Freudenbezeugungen, wie man sie bei Negern selten findet, und besteht lebhaft darauf, dass sich die Weifsen in seinem Dorfe niederlassen, welches sehr grofs und volkreich ist. Im Verlaufe unserer Unterhaltung werden wir miteinander befreundet, und er verspricht mir, bei der Rückfahrt uns eins seiner Kinder nach Linzolo mitzugeben, vorausgesetzt, dafs wir wieder hierher zurückkommen, um eine Station zu gründen.

Während ich mit Pater Paris zusammen unser Zelt aufschlug, näherte sich uns eine Frau, die uns ein kleines, 2—3 Jahr altes Kind, wahrscheinlich ihr eigenes, verkaufen wollte, sei es nun, dass sie es gern los sein mochte, oder dafs sie Zeug benötigte, um eine Schuld zu bezahlen. Andere kamen ebenfalls herbei, um uns 7 und 8jährige Kinder anzubieten; aber wir konnten sie leider nicht freikaufen.

26. Juli. Da beim Holzschlagen viel Zeit darauf gegangen ist, so fahren wir erst zu Mittag fort und kommen bald an ein grofses Dorf, dessen Häuptling sich ebenfalls viel Mühe gab, die Weifsen bei sich zu behalten. Viele von den hiesigen Eingeborenen haben eine ziemlich lichte Hautfarbe, und ihre mandelförmigen Augen erinnern sehr an die der Chinesen. Der eine von ihnen will mir mit aller Gewalt die Blutsbrüderschaft aufdrängen, aber da ich wohl weifs, dafs es ihm bei der ganzen Sache mehr um das nebenher gehende Geschenk zu thun ist, so verschiebe ich die Angelegenheit auf unbestimmte Zeit. Um 3 Uhr fahren wir wieder fort, ohne weiterhin noch ein Dorf zu treffen, und schlagen um 6 Uhr unser Lager an einer sehr unbequemen sumpfigen Stelle auf.

27.—28. Juli. Mit unserem Vorwärtskommen ist es nicht sonderlich bestellt, denn es verursacht grofsen Aufenthalt, ehe auf den der Überschwemmung ausgesetzten Flufsinseln das nötige trockene Holz gesammelt ist. Am Abend des 28. Juli kampieren wir jedoch wieder im dichten Urwalde, wo wir uns mit dem Beile den nötigen Lagerraum abholzen müssen.

29. Juli. Heute fahren wir sehr zeitig fort, und als der Mittag herankommt, taucht bereits die Äquatorstation vor unsern Blicken auf; da reifst auf einmal bei der letzten Stromschnelle unser Schlepptau, und wir werden von der Strömung fortgerissen. Obgleich der Dampfer sofort wendet und uns wieder einholt, so vergeht doch darüber eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Stunde und es wird Nachmittag, ehe wir an die Äquatorstation kommen, deren Kommandant Pagels — ein schwedischer Offizier — uns mit der gröfsten Liebenswürdigkeit empfängt.

30. Juli. Am Morgen kommen zwei Häuptlinge, um in Gegenwart der Weifsen sich Freundschaft zu schwören und Blutsbrüderschaft zu schliefsen. Ein grofses Bananenblatt wird auf den Erdboden gelegt und darauf ein mit Staub und Tabak vermischtes Pulver gestreut. Eine von beiden Freunden gehaltene Flinte wird mitten auf das Blatt gestellt, und beide setzen den rechten Fufs auf dasselbe. Ein Untergebener von jedem Häuptlinge macht mit einer feinen Klinge, die wie ein Seziermesser geformt ist, einen leichten Einschnitt in den rechten Arm seines Herrn und streut auf die hervorquellenden Blutstropfen ein wenig von dem vorerwähnten Pulver. Während dann die beiden Freunde die wunden Stellen gegeneinander reiben, verzehren ihre Untergebenen einen Teil des Pulvers. Der Rest desselben wird dann in ein Bananenblatt gewickelt, welches die neuen Blutbrüder, Hand in Hand miteinander einher schreitend, in die Erde vergraben. Endlich ergreifen sie ein kleines Palmblatt, teilen es in zwei Hälften, worauf jeder sein Stück, als ein Unterpfand der zugeschworenen Treue, mit nach Hause nimmt.

31. Juli. Ich fand auf der Äquatorstation eine protestantische Mission vor, welcher der Freistaat um 250 Franks ein Hektar Stationsland abgetreten hatte. Aus guten Gründen wollte ich die unmittelbare Nachbarschaft dieser Mission vermeiden und beschlofs daher, ein weiter flufsaufwärts gelegenes Terrain nach dem Rukiflusse zu, welchen man damals noch für den Unterlauf des Kassai hielt, zu erwerben; letzterer Flufs sollte gerade die Grenze unserer Besitzuug bilden. Als ich mit dem Stationskommandanten dieses Projekt besprach, erklärte er es für eine grofse Unvorsichtigkeit, wenn ich diesen Ausflug ohne ein gutes Boot und eine stark bewaffnete Bemannung unternähme, da ich sonst sicher von den Negern angefallen werden würde. Er selbst war neulich, 10 Minuten vom Posten, als er einen freundschaftlichen Besuch bei einem benachbarten Häuptling machen wollte, in einen Hagel von Wurfspeeren geraten, der ihm einen Toten und einen Schwerverwundeten gekostet hatte. In der That verläfst das Stationspersonal den Posten nur mit den Waffen in der Hand; denn die Barumbe machen sich, wie es scheint, kein Gewissen daraus, die in ihre Hände Fallenden zu töten. Mit dem Wachdienst wird es sehr genau genommen und die 4 kleinen Beobachtungsforts, welche van Gèle, der Gründer der Station, in sehr geschickter Weise angelegt hat, beweisen, wie notwendig eine genaue Überwachung der Umgebung ist, um Angriffe zu verhüten. Ich glaubte daher, dem wohlgemeinten Winke des Stationskommandanten und der übrigen Europäer folgen zu müssen, welche mir von jeder weiteren Tour abraten und dafür zureden, mich im unmittelbaren Schutzbereich der blauen Flagge mit dem goldenen Stern niederzulassen; so beschliefse ich denn ein 1 km entferntes, für unsere Zwecke vollkommen passendes Terrain zu erwerben. Die Beschaffenheit des Bodens scheint mir ausgezeichnet zu sein; auch hat man eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

herrliche Aussicht auf den Kongofluſs; nach dem Innern zu wäre eine Erweiterung des Grund und Bodens möglich, dagegen liegen dicht an beiden Seiten zwei Dörfer. Eine Niederlassung jenseits des zweiten Dorfes ist ausgeschlossen, weil sich dort sumpfige Niederlassungen wie flufsabwärts unterhalb der Äquatorstation ausdehnen. Überhaupt hat man es von Lukolela aufwärts mit niedrigen Uferrändern zu thun, und die wenigen Hügel, die noch vorkommen, sind mit Dörfern besetzt. Das übrige Uferland ist während der Hochwasser überschwemmt und daher für den Landbau unbrauchbar; natürlich sind solche Gegenden in der Zeit, wo das Wasser wieder zurücktritt, auch ungesund.

1. August. Massari fährt mit 2 Booten nach dem Bangalaposten, von wo er nach 10 Tagen wieder zurückzukommen gedenkt. Wir benutzen die Zwischenzeit, die Umgegend zu studieren und ein passendes Areal zur Anlage einer Missionsstation ausfindig zu machen.

2. August. Wir lassen den Häuptling Molira zu uns bitten, auf dessen Territorium sich ein uns zusagender Platz findet.

3. August. Heute nehmen wir eine genaue Besichtigung der Äquatorstation vor, deren Gründer alles aufgeboten hat, um sie sicher und wohnlich zu machen. Seine kleinen 4 Forts erheben sich auf der Spitze kleiner Hügel, welche von weifsen Ameisen herrühren. Letztere sind sonst eine wahre Plage, da sie die Häuser schnell zerfressen; aber hier haben sie wirklich einmal Nutzen gestiftet. Diese so seltsam geformten Hügel haben eine Höhe von 4—5 m und sind von diesen kleinen Insekten selbst auf dem härtesten Boden aufgeführt worden. Hier finden wir wunderbare Labyrinthe, wo Zellen, Gänge, Kammern und Säle sich mit einer Regelmäfsigkeit aneinander reihen, dafs man ein wahres Ingenieurtalent bei jenen Ameisen annehmen möchte. Millionen dieser Tiere arbeiten hier in musterhafter Ordnung, weichen sich ohne Drängen aus und führen oft in einer einzigen Nacht mehrere Kubikmeter ihrer Behausung auf, die auch der stärksten Hacke Stand hält. Statt der Pyramidenform erblickt man auch bisweilen die eines runden Daches, welches gar oft mit einem grofsen Chinesenhute verzweifelte Ähnlichkeit hat. In Linzolo habe ich einen solchen Termitenhaufen in einen Backofen umgewandelt, der mir das schönste Brot liefert.

4. August. Molira, der Häuptling von Makuli unterhandelt mit uns wegen Überlassung des nötigen Landes zur Anlage einer Missionsstation. Da er ein alter Freund der Äquatorstation ist, so gab es keine besonderen Schwierigkeiten, und nachdem wir ihm die Gründe unserer demnächstigen Niederlassung dargelegt hatten, schlossen wir den Kaufkontrakt ab, und errichteten zum Zeichen der Besitznahme auf unserem Grund und Boden ein Kreuz.

5. August. Ein mächtiger im Innern wohnender Stamm hatte vor kurzem die Uferbevölkerung am Kongo heimgesucht, die Dörfer eingeäschert und sich dann mit einer reichen Beute an Sklaven und Vieh wieder in den Urwald zurückgezogen. Seit der Gründung der Station sind jene gefürchteten Krieger nicht wieder gekommen, trotzdem sie es angedroht hatten. Eine mächtige Dorfschaft nahe bei der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

Station war eines Tages mit den Weifsen in Zwist geraten und wollte letztere überfallen, als sich plötzlich die Nachricht von dem Heranrücken des Erbfeindes verbreitete. Alsbald kam es zum Frieden, und die benachbarten Dörfer stellten sich unter den Schutz des weifsen Mannes.

Der Feind schickte nun einen Herold, welcher mit prahlender Stimme ankündigte, dafs sein immer siegreicher Stamm in Masse heranrücken und nicht einmal die europäische Ansiedelung verschonen würde. Der Weifse giebt einfach zur Antwort, dafs er der Horde einen warmen Empfang bereiten werde, und beruhigt dadurch die erschrockene Nachbarbevölkerung in etwas, welche noch auf den Angriff ihrer Feinde wartet. Diese haben indes offenbar guten Grund, ihre Lanzen und Schilde den europäischen Flintenkugeln nicht auszusetzen.

6. August. Ebenso wie auf der gegenüberliegenden Uferstrecke, begraben auch die Barumbe ihre Toten nicht, sondern werfen sie in den Strom, nachdem sie die Leichen in geräuchertem Zustande kürzere oder längere Zeit aufgehoben haben. Wie wir hören, hat gestern in der Nähe ein Leichenbegängnis stattgefunden. In diesem Falle wurde ein kleiner Sklave lebend an den Leichnam gebunden und mit seinem toten Herrn zugleich ins Wasser geworfen, um ihn in der andern Welt zu bedienen. Ist der Verstorbene reich, so sind es bisweilen 2, 3 und selbst 4 Opfer, welche an eine Leiche gefesselt werden.

10. August. Heute kommen die Boote zurück und bringen Herrn Coquilhat, Leutnant in dem belgischen Heere. Er reist nach Europa, nachdem er in wahrhaft brillanter Weise die so schwierige, weiter stromaufwärts gelegene Bangalastation geleitet hat.

12. August. Nachdem wir Herrn Pagels unsern wärmsten Dank für seine liebenswürdige Gastfreundschaft abgestattet haben, treten wir die Rückreise an und fahren mit vollem Dampf den Strom hinab, wobei wir von einem Gewittersturm verfolgt werden, der über uns die ganze Nacht hindurch seine Regenfluten entladet.

13. August. Trotz des strömenden Regens setzen wir unsere Fahrt fort und schlagen unser Nachtquartier in der geräumten Station Lukolela auf; an Stelle des weggezogenen Personals treffen wir hier Legionen bissiger Flöhe, die zusammen mit den Stechfliegen uns die Nachtruhe rauben. Zur Zeit der Berliner Konferenz hatte der Kongostaat 43 Stationen aufzuweisen; heute zählt man von Banana bis zu den Stanleyfällen nur noch neun.

14. August. Wir begegnen heute dem „Peace", dem Dampfer der Baptistenmission. Es ist ein stattliches, bequem eingerichtetes Fahrzeug, welches infolge seiner besonders konstruierten Schraube bei geringem Tiefgange die Strömung leicht überwindet. Missionar Grenfell gedenkt seine Forschungen auf dem Ruki fortzusetzen.

16. August. Wir kommen in Bolobo an und bleiben da bis zum andern Morgen. Auch hier haben wir noch Regen; aber nach der Aussage der Eingeborenen ist ein solches Vorkommnis während der viermonatlichen Trockenzeit etwas Aufsergewöhnliches. Unterm Äquator dagegen giebt es gar keine trockene Jahreszeit; alle 3—4 Tage fällt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

regelmäfsig Regen; und nur im Januar und Februar sind die Regen weniger häufig, ohne aber deswegen ganz aufzuhören.

17. August. Unsere Abfahrt geht bei widrigem Winde vor sich, der uns gehörig rüttelt und Wasser über Bord sendet. Als wir dann gegen 3 Uhr Nachmittag in ungefähr 200 m Entfernung vom Ufer friedlich dahinfahren, hören wir plötzlich den Knall einer Flinte und sehen die Kugel in unserer Nähe ins Wasser fallen. Der Attentäter war ein Eingeborener, dessen nahes Dorf, wie es scheint, öfters derartige Streiche verübt. Weiter flufsabwärts herrscht das beste Einvernehmen zwischen Schwarzen und Weifsen. Da es sich nur um einen vereinzelten Schufs handelte, so hielt der Chef der kleinen Expedition eine Gegendemonstration für nicht angebracht, und wir setzten ruhig unsere Fahrt mit einer ungewohnten Schnelligkeit fort. Dank dem hellen Mondschein fuhren wir bis $^1/_2$8 Uhr und erreichten so ohne Unfall die Station Kwamünde, wo wir übernachten konnten. Während unserer Abwesenheit hatte der Kwafluſs seinen Namen gewechselt und sich als der Kassai entpuppt, von dem Stanley angenommen hatte, dafs er unter dem Äquator in den Kongo einmünde. Diese wichtige Entdeckung verdanken wir dem deutschen Leutnant Wifsmann, welcher die Güte hatte, mir die genauesten Einzelheiten über seine Reise mitzuteilen.

19. August. Am Abend dieses Tages kommen wir endlich in Brazzaville an, wo uns der Kommandant Leutnant Decaze mit der gröfsten Liebenswürdigkeit empfängt. Der Dampfer „En Avant“ und die „A. I. A.“ setzen ihre Fahrt nach Leopoldville fort, welches zwei Meilen weiter stromabwärts liegt. Aber, ehe wir uns trennen, danke ich Herrn Massari aufs herzlichste, dessen Liebenswürdigkeit, mir freie Fahrt zu gewähren, ich ganz besonders hoch schätzen mufs; denn es erfordert Selbstverleugnung, auf einer so langen Reise bei engen Raumverhältnissen noch Passagiere an Bord zu nehmen.

20. August. Dank der Freundlichkeit des Leutnant Decaze, der uns ein Boot zur Verfügung stellt, können wir, der Pater Paris und ich, nach Leopoldville fahren und dem abends zuvor angekommenen Oberst de Winton unsere Aufwartung machen; derselbe bestätigt die Überlassung der Station Kwamünde an uns, um dort den Missionsposten „St. Paul vom Kassai“ zu gründen.

21. August. Heute sind wir endlich wieder im Kreise unserer Kollegen in unserer lieben Mission Linzolo, von welcher wir fast ein Vierteljahr weg waren. Wir finden alles in bester Ordnung und sehen, wie von Tag zu Tag unsere Beziehungen zu den Eingeborenen sich besser gestalten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a.M.
Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, FU Berlin

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen zu Jena

Jahr/Year: 1887

Band/Volume: 5

Autor(en)/Author(s): Augouard

Artikel/Article: Missionsgeographischer Teil 71-89